

Es ist eine schöne Pointe, dass „Vorbilder“, das neue Buch des Berliner Kulturwissenschaftlers Thomas Macho, genau in die Zeit fällt, in der das Land noch einmal heftig an der Verarbeitung einer seiner größten politischen Enttäuschungen der vergangenen Jahrzehnte knabbert. Karl-Theodor zu Guttenberg sollte die Politik für das Volk retten. Es stand gut um ihn, das Millionenvermögen seiner Familie schenkte ihm ein ungewöhnliches Maß an Unabhängigkeit, er konnte reden, mitreißen, überzeugen, am Ende wurde er 2009 mit 37 Jahren der jüngste deutsche Wirtschaftsminister und im selben Jahr auch noch der jüngste deutsche Verteidigungsminister.

Keine zwei Jahre später, im Februar dieses Jahres, stellte sich heraus, dass er weite Teile seiner 2007 eingereichten juristischen Doktorarbeit abgeschrieben hatte, und so wurde der Minister am 3. März auch schon wieder entlassen. Die Kanzlerin, das berichtete dieser Tage der Spiegel, rühmte ihn zum Abschied ungewöhnlich emotional „für sein Talent, Menschen zu erreichen, für seine Gewandtheit auf dem Parkett, sein gutes Aussehen“. Sie habe sogar Freude darüber gezeigt, „dass jemand in ihrer Nähe war, der ein Star war, nicht ein politischer Star, sondern ein Popstar. Merkel war während dieses Vortrags so bewegt, dass sie die ganze Zeit ein Fadenende an ihrem Ärmelknopf drehte.“

Diesem Kitzel hat Thomas Macho sein neues Buch gewidmet. Es ist der Kitzel, den das Ideale zu reizen vermag, wenn man es erleben darf. Aber das ist nur die eine Pointe des Buchs. Die andere ist, dass „Vorbilder“ als große Ehrenrettung der Form gelesen werden kann, der im Fall Guttenberg nun alle auf den Leim gegangen zu sein glauben, weil wir sie nur als schönen Schein, als verblende Verpackungskunst kennen wollen.

Wieder schien also doch wahr, dass „offenbar die hohe emotionale Kompetenz, Menschen zu erreichen, nicht kombinierbar ist mit bürokratischer Akribie“, wie es Angela Merkel laut Spiegel unnachahmlich merkelig formulierte. Und wieder dachte man daran, dass die schöne Maxime des Architekten Louis Sullivans, dass die Form der Funktion zu folgen habe, genau besehen, eben auch ein ganz hässliches Gebot sein kann. Oder welche Form vermag so etwas wie „bürokratische Akribie“ noch annehmen – außer der eines grauen Leit-Ordners?

Folgt man Thomas Macho, so sollten wir wegen eines Ausfalls nicht die ganze Idee verwerfen. Wir sollten sie vielmehr lieber richtig verstehen, also eher emphatisch als klassisch kulturkritisch: „Tatsächlich ist die Moderne ein Zeitalter des Triumphs der Formen und Vorbilder: in Kunst und Wirklichkeit.“ Was auf Augenhöhe chaotisch und formlos aussehe, werde – wie etwa der Straßen- und Flugverkehr – auf abstraktem Niveau geregelt und überwacht. Es ist die Lust an der die

### Was verbindet Karl-Theodor zu Guttenberg mit dem Mann, der ein Elefantengesicht hatte?

Kulturgeschichte gestaltenden, mentalitätsprägenden Kraft der Form, die dieses Projekt angetrieben hat. Streng komponiert darf man sich diese Sache allerdings nicht vorstellen. Thomas Macho wäre nicht ein alter Komplize Peter Sloterdijks, wenn es allzu zielstrebig zügige. Der Zielstrebigkeit stand zudem wohl auch die Entstehungsgeschichte des Buchs im Weg. Es ist streng genommen keine echte Monographie, sondern, wie der Autor selbst gleich zu Beginn gesteht, eine erweiterte und überarbeitete Sammlung von Aufsätzen aus den vergangenen Jahren, die als Beiträge zu einer „historischen Bild-Anthropologie“ verstanden werden wollen.

Machos Denk- und Erzählstil ist dabei so gewöhnungsbedürftig wie überwältigend. Die Lektüre der 17 Kapitel des Buches ist eine wilde, am Ende fast 500 Seiten lange Entdeckungsreise mit einem besessenen Kulturwissenschaftler, einem manischen Indizienjäger, dem kein Winkel der Geschichte zu entlegen ist und kaum ein Detail auf seinem Weg vernachlässigenswert erscheint. Man gelangt also schon mal in einem einzigen der meist neun oder zehn Abschnitte, die ein Kapitel bilden, von einer Platon-Interpretation des Kunsthistorikers Hans Belting zu den Agrarschriften eines römischen Pa-



# Beispiel geben

Zu wem möchten wir wohl aufschauen? Ein Aufkleber auf einer Fußgängerampel in der Schweiz.

Foto: Sammlung Philipp Messner

## Triumph der Formen

Kulturwissenschaft aus dem Geist der Fundgrube: Mit so akribischer wie ansteckender Neugier erkundet Thomas Macho in seinem Buch „Vorbilder“ den Kitzel der Prominenz – eine unterhaltsame, überbordende und originelle Erzählung von den Ursprüngen unserer Entertainment-Kultur **Von Jens-Christian Rabe**

triziers aus den ersten nachchristlichen Jahrhundert, um schließlich bei zwei britischen Malern des 18. und 19. Jahrhunderts – George Morland und James Ward – zu landen, die ihren Lebensunterhalt verdienten, „indem sie individuelle (und zumeist preisgekrönte) Zuchttiere, Rinder oder Schweine für deren Besitzer in Öl porträtierten“: Das Nachbild des Siebertiers sei so systematisch zu einem Vorbild künftiger Zeugungen geworden. Ein Ende ist das hier aber natürlich noch längst nicht.

Denn jeder Schluss ist diesem Buch gleich wieder eine Rampe für einen neuen Fund. Der Gedanke von der Verwandlung eine Nachbilds in ein Vorbild ist nur die Vorlage für den Hinweis, dass eben dieser Logik auch die jahrhundertlang tradierte Sorge entsprochen habe, dass „jedes mentale Bild, das einer schwangeren Frau begegne, die Gestalt des ungeborenen Kindes beeinflussen könne“; weshalb Plinius der Ältere in seiner „Naturalis Historia“ empfohlen habe, bei der Zeugung besonders auf „Gesicht, Gehör, Gedächtnis“ zu achten, da selbst „bei der Empfängnis vorschwebende Bilder“ wirksam werden könnten: „Das Bild eines Menschen mit dunkler Hautfarbe könne“, so Plinius, „die Empfängnis schwarzer Kinder auslösen; der erschreckende Anblick eines Tiers könne zur Geburt eines missgestalteten Kindes führen.“

Das wiederum veranlasst Thomas Macho dazu, an den Fall des „Elephant Man“ Joseph Merrick zu erinnern, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts lebte und dessen seltsames Antlitz eben darauf

zurückgeführt worden sei, dass die Mutter bei der Empfängnis einen Elefanten gesehen habe. Womit man im Text sogleich bei Giordano Bruno ist und Ioan P. Culianu und dem Neoplatonismus der Renaissance und dem Bildhauer Pygmalion aus Ovids Metamorphosen und und und.

Ganz ähnlich wie Sloterdijk und dem kürzlich verstorbenen Berliner Kulturwissenschaftler Friedrich Kittler merkt man auch dem 1952 in Wien geborenen Macho an, dass er sich gegenüber der etablierten akademischen Kunstgeschichte

und Kulturwissenschaft noch immer – und aus guten Gründen – als radikaler Außenseiter begreift. Wie bei Kittler scheint daran auch die Berufung an die Berliner Humboldt-Universität nichts geändert zu haben. Und wie bei Sloterdijk und Kittler hat das eine gute und eine schlechte Seite. Die gute ist, dass es kaum kryptische gelehrte Anspielungen gibt, und dass man trotz aller Detailwut immer eine Ahnung davon hat, worum es geht. Darum nämlich, dass man die Dinge, über die sich der Mainstream der For-

schung schon geeinigt zu haben meint, doch vielleicht noch einmal ganz anders sehen sollte: „Die Kulturwissenschaften befassen sich vorrangig mit Theorien des kulturellen Gedächtnisses, als würden sich Kulturen bloß durch ihre Memorialisierungstechniken, Strategien der Erzeugung bleibender Erbschaften, unterscheiden. Dabei haben sich die Hochkulturen der Vergangenheit stets auch in ihrem Umgang mit der Zukunft konstituiert (. . .). Nicht allein der Rückblick in die Vergangenheit formte und stärkte die Lebenswelten, sondern auch und gerade der Blick nach vorn, in die Zukunft.“

Die schlechte Seite dieses konfrontativen Außenseitertums Machos ist, dass ein gigantischer Aufwand nötig ist, wenn man nicht auf dem Plateau allgemein ge-

### Die Gegenwartsdiagnose kommt hier ohne triumphalistische Gesten aus

läufiger Übereinkünfte stehen kann und will. Dabei als Leser den Überblick zu behalten, ist manchmal nicht ganz leicht bis unmöglich, zumal man den Eindruck nicht los wird, dass der Autor nicht immer besonderen Wert darauf gelegt zu haben scheint, alle seine Fäden selbst in der Hand zu behalten. Im Vergleich zu manch halsbrecherischen Spekulationen Sloterdijks und den notorisch irrwitzigen Assoziationsketten Kittlers allerdings sind Thomas Machos Überlegungen und kulturhistorische Funde in einem guten Sinn grundsollide. Also nie wirklich esoterisch, sondern immer das

Ergebnis einer scheinbar unerschöpflichen Entdeckerlust. Es ist nur so unglaublich viel Stoff.

Aber dann ist man auch schon wieder versöhnt, wenn man die eindrucksvolle „Erfolgsgeschichte der Schönheitswettbewerbe“ im neunten Kapitel liest und die Antwort auf die Frage, warum sie erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts veranstaltet wurden: „Allzu stark war spätestens seit dem 17. Jahrhundert das Interesse des Publikums auf singuläre Wunder gerichtet, auf Abweichungen und Ausnahmen, so dass Schönheit, Vollendung und Regelkonformität dagegen fast nicht ins Gewicht fielen.“ Erst nach dem Ersten Weltkrieg habe sich diese Situation geändert: „Die modernen Waffen hatten eine so unglaubliche Vielzahl und Variationsbreite an Verletzungen, Verstümmelungen und Versehrungen hinterlassen, dass niemand mehr eine Freak-Show besuchen musste, um einzigartige und zutiefst er-

### Alles ist drin: Eine Geschichte der Schönheitswettbewerbe und die Genealogie der Sonnenbrille

schreckende Menschengestalten zu sehen.“ So eng werden Missbildung und Misswahl gewöhnlich nicht geführt. Komplette wird die Erzählung von den Ursprüngen unserer Entertainment-Kultur, wenn man erfährt, dass einst erfolgreiche Protagonisten der Varietés wie der armlose Geiger Carl Herrmann Unthan in die Feldlazarette und Militärkrankenhäuser geschickt wurden, um den invaliden Soldaten zu zeigen, wie man trotz Amputationen weiterleben konnte.

Die Gegenwartsdiagnose, der Versuch die Zeit auf den Begriff zu bringen, ist bei Thomas Macho nie eine triumphalistische Geste. Seine Kulturwissenschaft ist eine aus dem Geist der Fundgrube. Thesen werden nicht apodiktisch gesetzt und dann aufwendig plausibilisiert, sie sind eher Ergebnisse der so akribischen wie ansteckenden Neugier des Autors.

Die originelle Unterscheidung „facialer“ und „famoser“ Kulturen etwa folgt auf einen instruktiven Exkurs über die Tradition der Porträt- und Bildzensur durch schwarze Balken und die Frage, wie es so weit kommen konnte, dass moderne Sonnenbrillen in ihrer Funktion als Schutz vor der Zudringlichkeit der Öffentlichkeit zu „imagebildenden Signalen eigener Prominenz“ werden konnten. Historisch betrachtet ist das ein beachtliche Entwicklung. Die Sonnenbrillen der chinesischen Richter oder die Augenbinde der Justitia sollten immerhin genau das Gegenteil bewirken: Schutz vor dem Einfluss der Mächtigen. Macho sieht am Anfang dieses Funktions- und Bedeutungswandels übrigens die 1919 gegründete Firma Foster Grant, die für ihre Werbekampagnen in den sechziger Jahren Filmstars verpflichtete und dazu die Frage stellte: „Ist das nicht Peter Sellers hinter dieser Foster-Grant-Brille?“

Und? Leben wir nun in einer facialen oder einer famosen Kultur? Definieren Bilder (Form) oder Schriften (Inhalt) den sozialen Status in unserer Welt? Die Antwort liegt im Zeitalter der Allgegenwart der Bildmedien erst einmal nahe: „Inzwischen lässt sich in jedem Wahlkampf anschaulich überprüfen, dass selbst die besten politischen Programme nicht ohne Gesichter auskommen: als müssten sämtliche Schriften und Aufrufe der konkurrierenden Parteien erst auf die simple Morserhetorik der menschlichen Mimik (Punkt, Punkt, Komma, Strich) reduziert werden.“ Wie stark das dem intellektuellen Selbstverständnis einer Gesellschaft widerspricht, in deren Gerichtssälen bis heute nicht fotografiert oder gefilmt werden darf, das kann man mit Thomas Macho, der die Analyse angenehm nüchtern anlegt und schale Kulturkritik immer vermeidet, klarer sehen.

Es heißt, man sei lange unterwegs, wenn man nicht wisse, wohin man wolle. Aber wo ist das Problem, wenn man dabei so unglaublich viel erfährt, von dem man zuvor gar nicht wusste, wie aufregend man es finden würde? Kein Autor dürfte den Satz, dass der Weg das Ziel sei, zuletzt erst genommen haben als Thomas Macho. Was für ein Glück.

Thomas Macho

### Vorbilder

Wilhelm Fink Verlag, München 2011. 478 Seiten, 39,90 Euro.



Manischer Indizienjäger: Thomas Macho, 1951 in Wien geboren, lehrt seit 1993 in Berlin Kulturgeschichte. Foto: Humboldt-Universität